

Alexander M. Weigl

**Also ging ich,
um die Welt zu kaufen**

Alexander M. Weigl

**Also ging ich,
um die Welt zu kaufen**

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG („Text und Data-Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2024 Alexander M. Weigl

Korrektorat: Andreas Spang

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, In de Tarpen 42,
22848 Norderstedt

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-7693-0637-8

Für Großvater

Inhalt

Erster Teil

Die Welt ist unendlich 3

Zweiter Teil

Die Welt ist ein Stern 33

Dritter Teil

Das Leben ist kurz 61

Vierter Teil

Worauf es ankommt 93

Fünfter Teil

Wer ich bin 123

Sechster Teil

Was die Welt ist 151

Epilog

Was kostet die Welt? 185

ERSTER TEIL

DIE WELT IST UNENDLICH

Den Tag, an dem ich mich das erste Mal fragte, was wohl die Welt kosten würde, assoziiere ich mit der Farbe Orange. Es war gleichzeitig der Tag, an dem ich mein erstes Eis in diesem Sommer aß. Ich war erst vor einigen Wochen fünf Jahre alt geworden; ich erinnere mich gern daran. Es war ein sehr klarer und sonniger Frühsommertag, die Luft roch nach Erdbeeren und die Welt war noch weit und rätselhaft. Ich lebte in einer unbekannten Welt. Ich wusste so gut wie nichts, doch vertraute darauf, demnächst alles zu wissen. In stiller Vorfreude auf meine bald eintretende Weisheit schleckte ich mein Haselnusseis, das süßer und besonderer schmeckte als alle Kugeln Eis, die ich in meinem Leben schlecken würde. Dennoch kostete ich diesen Moment viel zu wenig aus. Meine Gedanken vergingen und verhedderten sich stattdessen an dem Geld, das mein Vater für das Eis bezahlt hatte. Ich wusste bereits, dass jeder Geld brauchte, und jeder mehr haben wollte, aber wer zu viel davon hatte, verdarb sich daran den Kopf oder so ähnlich. Ich vermutete, dass sich ein verdorbener Kopf gleich anfühlen musste wie ein verdorbener Magen. Diese Qual war sich kaum vorzustellen. Deshalb hatte ich aufrichtigstes Mitleid mit den Menschen, die so viel Geld hatten.

Ich war erleichtert, dass für mich und meine Familie keine Gefahr drohte, sich den Kopf zu verderben, denn wir waren zwar nie arm, aber besonders reich waren wir auch nie. Mein Vater konnte es sich locker leisten, sich selbst und mir ein Eis zu kaufen, und vielleicht war das auch einer der Gründe, warum er sich den Kopf am Geld nie verdorben hatte. Ich sah die große, tiefende, grüne Minzeiskugel vor meinen Augen in für mich unvorstellbarer Geschwindigkeit in den lächelnden Mund meines Vaters verschwinden und fragte mich sogleich, wie viel sie ihn gekostet hatte.

„Wie viel hat dein Eis gekostet?“, stieß es aus mir hervor.

„Für das Eis habe ich einen Euro bezahlt.“

Was nicht wenig Geld war, wie ich einzuschätzen wusste. Für einen Euro konnte man sich in der Bäckerei drei Kaisersemmeln oder zehn saure Regenbogenschlangen kaufen.

„Und meines?“

„Für dein Eis habe ich auch einen Euro bezahlt“, antwortete mein Vater geduldig.

„Woher hast du das Geld?“

„Das Geld habe ich verdient. Wie du weißt, werde ich am Montag wieder zur Arbeit gehen. Das heißt, ich werde für jemanden etwas tun, und er wird mir im Ausgleich dafür Geld geben.“

Meine Eltern redeten nie mit mir, als wäre ich dumm, nur weil ich ein Kind war. Das rechne ich ihnen bis heute hoch an.

Also deswegen verließ er uns so oft. Um Geld zu verdienen, damit er sich selbst und mir ein Eis kaufen konnte.

Ein brauner, unvergleichlich süßer Tropfen rann die knusprige Waffel hinab und asphaltierte auf seinem Weg eine zuckersüße Straße. Ich ließ ihn sein, denn bald würde ein zweiter seinen Weg über diese Straße antreten, und den Mut des Vorangegangenen wollte ich belohnen. Da ich Zeit hatte, sah ich mich auf dem heute kleinen, damals riesigen Marktplatz um. Ich sah einen Brunnen, auf dem eine Statue stand, die grasgrün war. Eine Schlange umwickelte einen Reiter, der mit geschwollener Brust mitten auf dem Platz umherritt, seinen Blick stolz gen Himmel gerichtet. Die Schlange spie Wasser aus ihrem Maul, beruhigend glitzernd plätscherte es herab. Diese Statue war sicher wertvoll. Vielleicht das Wertvollste, was ich hier mit einem Blick einfangen konnte. Wie viele Kaisersemmeln und Regenbogenschlangen man sich wohl für diese Statue kaufen konnte?

An einem Wochenende, an dem wir wie so oft die Berge besuchen wollten, fuhren wir weiter als an allen bisherigen. Gespannt sah ich aus dem Fenster. Nebelschwaden hingen noch müde an den fichtendunklen Berghängen, sie ließen den Tag kalt aussehen. Ich freute mich, dass die Sicht klar war, denn gleich würde ich hinter einen Bergrücken blicken können, hinter den ich noch nie blicken durfte. Ich war nervös, was da wohl lauern würde.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es mehr gab, als ich sah. Diese war meine Welt. Sie bestand aus der grünen, breiten Wasserschlange im Tal, und steilen, bewaldeten Berghängen, die einige hundert Meter aufstiegen und sich dann nach hinten weg verloren. Bis zu jenem Zeitpunkt war mein Blick durch die muskulösen Berge versperrt gewesen, denn sie waren höher und breiter als die höchste und breiteste Erhebung, auf die meine Füße mich bisher getragen hatten, und somit gleichzeitig das Ende meines bekannten Universums. Umso gespannter war ich darauf, wo es wohl endete. Vielleicht würde ich gleich einen Blick auf das Ende der Welt erhaschen können.

Ich hätte mein Gesicht gerne ungeduldig an die Scheibe gepresst, das kalte Glas an meiner Wange gespürt und meinem Atem dabei zugesehen, wie er kondensierend sichtbar wurde. Gerne hätte ich mir vorgestellt, dass der Morgen nur wenige Millimeter von meinem warmen Gesicht entfernt eisig kalt war

und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit an mir vorbeischoß. Gerne hätte ich mit meinen neugierigen Fingerkuppen Muster in meinen weltgewordenen Atem gemalt. Aber all das durfte ich nicht.

Sobald der Wagen um die eine, alles verändernde Kurve gerollt war, sah ich sie. Die Welt hinter dem Berg. Und sie war bemerkenswert, denn sie war so gleich! Mir blieb der Mund offen stehen. Ein Tal, ähnlich steil und lang, eröffnete sich mir. Auch hier lag die grüne Schlange. Aufmerksam verfolgte ich ihre Bewegungen, wie sie ihren schimmernden, grünen Körper durch die neue Welt schlängelte. Und plötzlich, viele Kilometer von meinem neugierigen Auge entfernt, bog sie ab und verschwand hinter einem Bergrücken, den ich nicht kannte. Auf einen Schlag hatte sich meine Welt verdoppelt.

Vater und Mutter hatten bereits angekündigt, dass wir heute einen Berg besuchen wollten, der höher und breiter als alle bisherigen war. Aber der Weg wäre lang und ich müsste mich anstrengen.

Bevor wir losgingen, hüpfte mir eine Frage über die Zunge: „Wie heißt der Berg, den wir heute besuchen werden?“

Mutter konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. „Donnerspitze. Aber wir werden die Donnerspitze nicht besuchen, sondern wir werden sie besteigen. So heißt das, wenn man den Gipfel eines Berges erklimmt.“

Aha.

Doch viel wichtiger war: „Werden wir heute vom Gipfel der Donnerspitze aus hinter diesen Berg dort blicken können?“

Mit ausladender Geste deutete ich auf die neue Grenze meines Universums.

„Natürlich“, antwortete mein Vater. „Und noch viel, viel weiter.“

Hatte ich richtig verstanden? Und *noch weiter*? Die Tragweite der Antwort meines Vaters war kaum zu begreifen. Denn sie bedeutete, dass die Welt noch sehr viel größer war, als ich bis zu jenem Zeitpunkt angenommen hatte. Diese Wanderung wurde sogleich zum wichtigsten Forschungsprojekt in der Geschichte meines Lebens. Es galt, jeden Schritt mit Bedacht zu wählen, jeden Blick wertzuschätzen. Denn hinter jedem Bergrücken, hinter jedem Felsen und hinter jedem Baum konnte sie lauern: die freie Sicht auf das Ende der Welt.

Viele beschwerliche Schritte später wachte ich auf. Schlaftrunken blinzelte ich in die Sonne. Ich war eingeschlafen! Ich saß in der Rückentrage und wippte langsam auf und ab. Sogleich ärgerte ich mich über meine eigene Unachtsamkeit, müde geworden zu sein. Vielleicht sah ich heute zum ersten Mal das Ende der Welt und ich war zu schwach, einen läppischen Berg zu besteigen! Als meine Augen sich an das grelle Sonnenlicht gewöhnt hatten und mein Vater die letzten Schritte getan hatte, eröffnete sich mir die Sicht auf die Unendlichkeit. Links sah ich eine Welt. Und rechts sah ich eine

Welt. Hinten war eine Welt, und vorn ... ja vorn ... da war meine Welt! Andächtig lag der Fluss, ebenso kurvig wie ich sie kannte und liebte, meine Schlange. Steil stiegen die Hänge, müde lagen die Schwaden, dunkel glänzten die Fichten. Das war meine Welt gewesen. Sehnsüchtig streckte ich meine Hand nach ihr aus. Sie lag weit unter mir; ich konnte Berge von oben sehen! Berge, die so hoch waren, dass es sehr anstrengend war, sie zu besteigen, hatte ich hinter mir gelassen auf meinem Weg nach oben. So blieb mir nichts anderes übrig, als mein Auge auf das Ende der Welt zu richten. Weit hinten, so weit weg, dass die ganze Welt spielend leicht in eine geöffnete Hand gepasst hätte, berührte sie den Himmel. Und dahinter zu sehen war unmöglich. War das das Ende der Welt? Schwer zu sagen. Um diese These zu überprüfen, wäre es nötig gewesen, dort hinzufahren und nachzusehen. Aber da gab es noch eine Möglichkeit ...

„Mama, was würde passieren, würde ich hinter den Berg sehen, der den Himmel berührt? Ist da das Ende der Welt?“

Sie antwortete nicht sofort. Sie schien zu überlegen, lange, unendlich lange.

Und dann sagte sie: „Weißt du, mein Schatz, ich denke, die Welt hat kein Ende.“

Bemerkenswert. Auch Mutter schien sich über das Ende der Welt im Unklaren zu sein.

III

Dieser Tag war wahrlich ein besonderer gewesen. Ich durfte die Vorfreude auf eine neue Welt fühlen. Ich durfte mir vorstellen, wie es wohl wäre, mein Gesicht an die Autofensterscheibe zu pressen. Ich durfte den wahrscheinlich höchsten Berg der Welt besteigen. Ich sah die Welt, die bis dahin meine gewesen war, gänzlich von oben. Ich entdeckte eine Welt, die rechts war, eine Welt, die links war, und eine, die hinter mir war. Und ich sah eine Welt, die den Himmel berührte. Grob überschlagen, waren diese Welten zusammen eine große, viel wertvollere Welt. Aber dennoch ziemlich klein. Wenn ich in mich hineinfühlte, und spürte, was ich wollte, war da dieser Hunger nach mehr. Ich wollte mehr. Präziser: Ich wollte alles. Jede dieser Welten erforschen, jeden dieser Berge besteigen. Die Welt lag mir zu Füßen.

Aber dieser Tag war vorbei. Es war schon Tage her, dass sich meine Welt vergrößert hatte. Was mir letzte Woche noch egal gewesen war, brannte mir heute im Kopf.

Suchend hielt ich auf meinem steilen, noch nie so lang gewesenen Weg zum Kindergarten nach den Nebelschwaden Ausschau. Ich vermisste sie. Es schien, seit ich wusste, dass es mehr von ihnen gab, waren sie beleidigt und zeigten mir ihr Gesicht nicht mehr. Insgeheim verzehrte ich mich nach ihnen. Sie würden mir zeigen, dass alles normal war in meiner Welt. Während mir ihre Abwesenheit

bestätigte, dass sich etwas verändert hatte. Etwas Grundlegendes.

Weißt du, mein Schatz, ich denke, die Welt hat kein Ende.

An jenem Donnerstag im Kindergarten hatte man uns Acrylfarbe mitgebracht. Diese machte großen Spaß. Ich erfuhr, dass es drei sehr wichtige Farben gab. Diese waren Rot, Gelb und Blau. Außerdem lernte ich, dass man alle Farben der Welt erschaffen konnte, nur mit diesen dreien. Das Unglaubliche war, wie einfach das zu beweisen war! Nie im Leben hätte ich mir erträumt, dass Gelb und Blau Grün ergaben. Etwas offensichtlicher empfand ich, wie Orange entstand, was meine Lieblingsfarbe war. Aber alle Farben der Welt? Das war sich nicht vorzustellen. Ich mischte und mischte, den ganzen Tag. Ich mischte sogar alles zusammen, was zu meiner Überraschung das mehr als enttäuschende Schwarz ergab. Was, wie man mir erklärte, genauso wie Weiß allerdings keine Farbe war. Wieso das so war, wollte man mir dann nicht sagen. Ich kam auf Violett, Pink, Hellrot. Auch Ultramarin und Karminrot waren dabei, deren Namen sich für mich aber nicht nach Farben anhörten. Grün war eine undankbare Farbe, was das Mischen anbelangte. Denn egal was ich probierte, ich schien entweder nur leichte Abwandlungen davon oder dieses über alle Maßen hässliche Braun zu bekommen, worauf immer Schwarz folgte, was dann die Endstation war. Aber alle Farben der Welt? Diese Aussage schien widerlegt zu sein. Als ich die Frau mit den

Farben auf ihren Irrtum hinwies, wollte sie sich nicht eingestehen, falschgelegen zu sein. Sie meinte, dass das Mischen von Farben viel Übung verlange und Farbmischer sogar ein Beruf sei. Wenn es unendlich viele Farben gab, schien es unmöglich, dass aus nur drei scheinbar beliebigen davon eine unendliche Summe von Farben herzustellen sei. Ich dachte das Wort unendlich, verstand jedoch seine Bedeutung nicht. Die Möglichkeit, alle Farben der Welt zu sehen, fühlte sich richtig an. An jenem Tag, an dem ich vergeblich die Nebelschwaden an den Fichtenhängen suchte, beschloss ich, Farbmischer zu werden. Das erste Mal war ich gern im Kindergarten gewesen.

IV

Der Tag, an dem ich begriff, dass die Welt unendlich war, war der Tag, an dem Mutters Worte mein Innerstes erreichten.

Weißt du, mein Schatz, ich denke, die Welt hat kein Ende.

Diese Worte waren nicht bloß Worte, sie enthielten mehr als die Summe ihrer Einzelteile. Etwas, das kein Ende hat, war sich im Alter von fünf Jahren schwer vorzustellen. Aber durch Mutters bemerkenswerte, wohl gewählte Worte erschloss sich mir die Unendlichkeit.

Ich hatte nicht geglaubt, dass dieser Tag eine so freudige Überraschung für mich bereithalten würde. Wenig Zeit verbrachte ich mit meinen Gedanken, viel zu viel damit, nicht zu wissen, was ich denken sollte.

Meine Gedanken und ich waren schon immer gute Freunde gewesen, aber es gab und gibt Tage, an denen sie sich nicht zeigen. Sie brüten vor sich hin und lassen mich mit dem Gefühl allein, dass sich bald etwas verändern wird, etwas Grundlegendes. Etwas, das wichtig ist.

Aber ich wusste noch nicht, dass es sich bei diesem nervigen, unvollständigen Gefühl um ein Erwachen handelte. Also ließ ich es sein. Und da ich Zeit hatte und müde war, schloss ich meine Augen und schlief ein. Insgeheim hoffte ich, dass ich im Schlaf erlöst würde von dieser Qual, nicht der Herr über meine Gedanken zu sein.

Der Tag, an dem ich begriff, dass die Welt unendlich war, war eigentlich kein Tag, sondern eine Nacht, worauf ein Morgen folgte, an dem ich zum ersten Mal erwachte. Ich ging schlafen, in einer Welt, die winzig war, träumte von einer, die groß war, und wachte in einer auf, die unendlich war.

Der Tag, an dem am Abend zuvor Mutters Worte mein Innerstes erreicht hatten, war ein guter Tag.

Der Sommer begann und der Kindergarten endete. Immer öfter besuchten wir das ortsansässige Schwimmbad, das mir riesig erschien. Am meisten freute ich mich auf die Liegewiesen. Gerne grub ich meine Zehen in das sonnenwarme Gras und spürte mit meinen Fußsohlen die kühlere Erde unter meinen Füßen. Hin und wieder rupfte ich mit ihnen kleine Büschel Liegewiese aus und verteilte sie. Als ich dabei meine Füße erblickte, war ich stolz. Bald würde ich mit ihnen die Welt bereisen. Wäre ich erst erwachsen, so wie Mutter oder Vater, würde ich keinen Moment zögern, sie in die Hand zu nehmen und hinaus in die Welt zu rennen.

Aber nicht heute. Heute wusste ich zwar bereits, dass die Welt unendlich war, aber schwimmen konnte ich noch nicht gut genug, um diese zu erobern, also würde ich Schwimmunterricht bekommen. Ich konnte mich zwar bereits über Wasser halten und ein Ertrinken lange hinauszögern, aber unendlich lange Flüsse durchschwimmen? Da lag noch ein weiter Weg vor mir.

Der Schwimmunterricht stellte sich als mühsam und langwierig heraus. Doch aufgeben war keine Option. Die Welt erwartete mich. Trotzdem freute ich mich auf die Pause. Mutter gab mir einen Euro, davon sollte ich mir ein Eis kaufen. Die Münze wog schwer in meiner Hand. Wie viele davon würde ich wohl brauchen, um mir eine unendliche Welt kaufen zu können? Als ich am kirschroten Kiosk stand,

studierte ich meine Auswahl. Gleichzeitig wog ich das Geld in meiner Hand auf und ab. Nicht jedes Eis konnte ich mir leisten, viele waren zu teuer. War eine unendliche Welt auch zu teuer für mich? Ich kaufte mir ein Eis für achtzig Cent. Vielleicht durfte ich den Rest ja behalten. Ich war mit meiner Auswahl mehr als zufrieden, das Eis schmeckte außen fruchtig nach Erdbeere und innen nach luftiger Milchcreme.

Es war ein guter Tag im Schwimmbad gewesen. Meine Schwimmfähigkeit hatte sich verbessert und ich war so meinem Ziel, die Welt zu erobern, ein ganzes Stück nähergekommen. Zu Hause wusste ich bereits, was ich machen würde. Ich würde mich in die Unendlichkeit der Welt begeben.

Am Abend holte ich meine Buntstifte aus der limonengrünen schweren Box und überlegte mir, wie mein Schlachtplan aussehen würde. Zuallererst würde ich den höchsten Berg der Welt besteigen, um mir einen guten Überblick verschaffen zu können. Denn egal wie groß die Welt war, vom Gipfel eines Berges aus, der noch viel höher war, unendlich hoch, würde alles locker in eine geöffnete Hand passen. Ich würde mit einem Handstreich alle Schwimmbäder und Kindergärten, alle Flüsse und alle Statuen, alle Farben und alle Früchte, alles Eis und alle Gerichte, alle Nebelschwaden und alle Wege fassen können. Das war ein guter Anfang. Doch wie den Anfang anfangen? Der höchste Berg in einer unendlichen Welt war so hoch und so breit, dass er sich kaum in meinen Zeichenblock pressen

ließe. Also zeichnete ich einfach darüber hinaus. Der rechte Fuß des Berges thronte auf der honiggelben Leselampe, und der linke Fuß stützte sich auf den seitlichen unteren Rand meines Schreibtisches. Der Gipfel saß etwas höher auf der Fensterbank, so wie es sich für einen unendlich hohen und unendlich breiten Berg gehörte.

Zufrieden betrachtete ich mein Werk. In der Mitte des Tisches lag ein leeres, weißes Blatt Papier, auf der linken Seite sah ich Berg, auf der rechten Seite sah ich Berg, und auf der Fensterbank sah ich schneebedeckten Gipfel.

Einem guten Tag und einem besseren Abend folgte schließlich ein scheußliches Abendessen. Mutter und Vater schienen sich nicht über meine gelungene Zeichnung des höchsten Berges der Welt zu freuen. Umso mehr freute ich mich auf die Nacht. Ich plante zu träumen, und zwar von der Besteigung des höchsten Berges der Welt.

VI

Um den höchsten Berg der Welt zu erreichen, musste ich unzählbar viele und zum Teil unendlich lange Flüsse durchschwimmen. Die meisten waren grün oder nur leichte Abwandlungen davon, aber auf meiner unendlich langen Reise zum höchsten Berg der Welt habe ich Flüsse in allen Farben gesehen. Manche waren hässlich braun, oder schwarz wie die Nacht, was, wie ich ihnen erklärte, genau genommen keine Farbe war. Aber es war ihnen egal. Ich sah Flüsse, die kirschrot waren, Flüsse, die breiter waren, als sie lang waren, und Flüsse, die im Kreis flossen. Manche hatten überhaupt vergessen zu fließen und lagen einfach nur still da. Ein pinker Fluss war sehr ängstlich und er floss nur durch Gegenden, die er schon mal durchflossen hatte. Manche Flüsse waren kühl und abweisend und wechselten andauernd ihre Farben, andere sprudelten geradezu über vor Freude und leuchteten im schönsten Orange. Es gab ruhige Flüsse und erzählfreudige, aber alle waren sie Flüsse. Und alle durfte ich kennenlernen auf meiner Reise zum Fuße des höchsten Berges der Welt.

Das Wetter am Fuße des höchsten Berges der Welt war unerträglich heiß. Das Tal lag so tief, dass man erst unendlich lange hinabsteigen musste, um es zu erreichen. Wasser gab es hier unten keines, denn davon war alles verdampft. Nicht einmal die Wüste war hier zu finden, denn selbst dem Sand war es hier zu trocken. Die Luft spiegelte und fühlte

sich flüssig an. Auch ich fühlte mich an jenem Ort nicht wohl, so war es höchste Zeit für mich, aufzubrechen. Zielstrebig begann ich meinen Aufstieg.

Als ich immer höher stieg, und es langsam immer weniger heiß wurde, fingen die Pflanzen an, sich wohlfühlen. Auf meiner Reise zum Gipfel des höchsten Berges der Welt sah und roch ich jede Menge Pflanzen. Ich sah Blumen, die erst verwelkten, dann schnell aufblühten und nach und nach zur Knospe wurden. Manche rochen nach Vanille, andere nach Zimt. Als ich an einer Pflanze vorbeikam, die nach verfaulten Eiern roch, musste ich mir die Hände vor den Mund halten, und anfangen zu rennen, um nicht vor Gestank umzukippen. Je höher ich kam, desto dichter wurde das Dickicht und desto bunter wurden die Gewächse. Bis sie unendlich bunt wurden, was das Schönste war, was ich je gesehen hatte.

Das schwache Sonnenlicht erhellte sanft eine Kuppel aus Blüten und Stämmen, Ranken und Blättern, Stielen und Ähren, Stängeln und Flechten. Der Boden war vollständig ausgekleidet mit weichem Moos. Ich konnte nicht widerstehen, zog meine Schuhe und Socken aus und vergrub meine Zehen in den grünen Teppich. Die Luft und das Moos waren voller Pollen, sie kitzelten in der Nase und schwebten in kleinen Schwärmen umher, ließen sich in der stillstehenden Luft gehen und senkten sich langsam zum Boden herab. Das Licht rührte von der Mitte der Kuppel her, wo sich eine riesige Mohnblüte befand. Es drang durch das

einzig kleine Fenster und beleuchtete sie. Sie war wunderschön. Sie schien mich einzuladen. Ich nickte zustimmend und näherte mich meiner neuen Freundin. Als ich mich in der zimmergroßen Mohnblüte erschöpft fallen ließ, wirbelte Blütenstaub auf. Ich massierte meine Füße, sie rochen nach Moos und Erde. Sie waren durchzogen von Venen und Muskeln, außerdem schmerzten sie stark. Sie hatten mich einen sehr weiten Weg tapfer getragen. Es war der längste Weg, den ein Mensch je gegangen war, er war unendlich lang. Je mehr ich über meine vergangene Reise nachdachte, desto müder wurde ich. Eine Pause hatte ich mir redlich verdient. Die Blütenblätter der Mohnblume krümmten sich schützend über mich und deckten mich zu. Es war ein guter Tag gewesen. Kaum hatte ich den letzten Gedanken zu Ende gedacht, entglitt ich in tiefen Schlaf.

VII

Der Tag nach der Nacht, in der ich die Besteigung des höchsten Berges der Welt angetreten war, war ein normaler Tag. Die meiste Zeit hing ich den bunten Flüssen und den gut dufteten Pflanzen nach. Oft schaute ich in die Ferne, über den grünen, langweiligen Fluss, vorbei an den fichtendunklen Berghängen bis hin zu dem muskulösen Gebirge, das ich vor gar nicht allzu langer Zeit als Grenze der Welt angesehen hatte. Doch jetzt war es besser. Die Welt war jetzt unendlich und mein Blick ließ sich nicht mehr von Bergen stoppen. Er ging geradewegs durch sie hindurch, über endlos lange Flüsse und unendlich bunte Pflanzen hinweg, über Flüsse, die im Kreis flossen, bis hin zum höchsten Berg der Welt, der unendlich breit und unendlich hoch war, an dessen Fuß es unerträglich heiß und in dessen Mitte die Welt unvorstellbar fruchtbar war. Die Welt, in der ich lebte, kam mir normal vor. Doch ich würde nicht ewig hier festsitzen, denn wäre ich erst alt genug, groß genug und vor allem weise genug, dann würde ich meine Beine in die Hand nehmen und auf diese außergewöhnliche und wunderbare Welt zustürmen und sie erobern. Umso mehr freute ich mich auf die Fortsetzung der Besteigung des höchsten Berges der Welt.

Am Abend nach der Nacht, in der ich die Besteigung des höchsten Berges der Welt angetreten war, schlief ich in einer vergangenen Welt ein und wachte in einer zukünftigen Welt auf.

Ich blinzelte, denn es war ausgesprochen düster hier, irgendwo zwischen dem Fuße und dem Gipfel des höchsten Berges der Welt. Ob es Nacht geworden war, während ich geschlafen hatte? Ich sah mich um, doch es war zu dunkel, um etwas zu erkennen. Außerdem fühlte ich mich unbehaglich. Zögerlich spürte ich, worauf ich lag. Es fühlte sich an, als hätte ich mich auf tausenden Murmeln schlafen gelegt. Ich nahm eine Handvoll und ließ sie von der flachen Hand hinabrollen. Sie fühlten sich leicht an. Ich gönnte mir einen kurzen Augenblick, bevor ich mich der Realität stellen würde, und rollte mit beiden Händen auf den Murmeln vor und zurück. Vor und zurück. Vor und zurück. Doch es dauerte nicht lange, bis ich wieder unruhig wurde. Was war dieser Ort? Verunsichert hob ich meine Hand und tastete blind herum. Als ich sie etwas von mir wegstreckte, stieß sie dumpf an eine harte, undurchdringbare Wand. Sofort tastete ich mit meiner anderen Hand die andere Seite ab. Ich kam zum selben Ergebnis, und im gleichen Moment zu der Erkenntnis, dass ich eingeschlossen war. In einer Kammer, die so winzig war, dass ich kaum beide Hände ausstrecken konnte, ohne an beiden Seiten an eine Mauer zu stoßen. Panik stieg in mir hoch. Die Situation behagte mir ganz und gar nicht. Ich fing an, verzweifelt mit beiden Fäusten gegen die Wände zu schlagen. Mit voller Wucht stieß ich dagegen, meine Hände begannen zu schmerzen. Tränen stiegen in mir hoch. Ich war hier gefangen,

ganz allein, in einer düsteren und winzigen Kammer, irgendwo zwischen dem Fuße und dem Gipfel des höchsten Berges Welt, unendlich weit von zu Hause entfernt. Die Tränen rollten meine Wangen hinab und asphaltierten auf ihrem Weg salzige Straßen. Voller Verzweiflung warf ich mich auf den Rücken und fing an, gegen die Mauer zu treten. Ich nahm all meine Kraft zusammen und stemmte mich mit den Händen gegen die eine Seite meines Gefängnisses, während ich mit beiden Beinen zugleich gegen die andere Seite stieß. Zu meiner Überraschung vernahm ich ein leises Knacken, und ich war in der Lage, die Wand der Kammer etwas aufzudrücken. Voller frisch geschöpfter Hoffnung verstärkte ich meine Tritte, und mit einem Mal brach die Mauer unter meinen Füßen zur Gänze ab und eine Lawine aus tausenden schwarzen Murmeln spülte mich aus meinem Gefängnis hinaus.

Eisige Kälte pfiff um meine Ohren, schützend hob ich meine Hände vor den Kopf. Mit tränenüberströmtem Gesicht saß ich im Schnee, um mich herum lauter kleine pechschwarze Murmeln. Dieser Ort glich in keinster Weise jenem, den ich gestern verlassen hatte. Keine unendlich bunten Pflanzen, kein Moos, keine Blätter, keine Flechten, keine Stängel, keine Ranken. Und anstelle von Pollen wirbelte eisiger Wind Schneeflocken durch die Luft. Alles war verlassen und tiefgefroren, alle Farben schienen ausradiert. Nur noch das Phantom Schwarz und sein Bruder Weiß. Ich stand auf, klopfte Schnee und Staub ab. Eine schwarze

Murmel fiel stumm aus meinem Haar und landete weich im Schnee. Während ich mir die Tränen von den Wangen wischte, ging ich mit offen stehendem Mund herum. Nebel stob heraus. Der Schnee knirschte kalt unter meinen Füßen und ich begann zu frieren. Nach einigen Schritten keimte in mir eine Idee, die schnell zu einem Verdacht und gleich darauf zu einer Überzeugung wurde. Derweil ich geschlafen hatte, war es nicht Nacht geworden. Hier war es bereits Winter! Und die Mohnblüte, die mein Bett gewesen war, war verblüht und zur Mohnkapsel geworden. Weißgrau mit schwarzen Flecken lag sie da, wie ein Kokon, aus dem ein Schmetterling entschlüpft war. Schüchtern flatterte ich mit meinen Flügeln und nahm mir für einen Moment die Freiheit, zu vergessen, dass ich nicht fliegen konnte.

Ich kannte diese Art Kapseln vom letzten Herbst, Mutter hatte einige Mohnblumen in ihrem Garten angesät und dann die Samen geerntet, um für dieses Jahr wieder welche zu haben. Die Körner in solchen Kammern sind so klein, wenn man sie aufknackt, fließt der Mohn wie schwarzes Wasser heraus. Die Körner, die mich aus meiner Kammer herausgespült hatten, waren viel größer als herkömmliche Mohnsamen; sie waren etwa daumendick.

Aus meinem monatelangen Schlaf von einem Tag auf den anderen schloss ich, dass sich Zeit in einer unendlichen Welt anders verhielt als in einer endlichen.

Ich füllte meine Taschen mit daumendicken
Mohnsamen und setzte meine Reise fort.